

Das Portrait in meines Onkels Speisezimmer.

Nach dem Englischen. Frei übertragen von M. Markus.

(2. Fortsetzung.)

„Durch Ueberwindung einer Menge von Mißverständnissen,“ antwortete sie mit einem Lächeln, das an Hohn grenzte. „So werde ich ihn davon tragen,“ rief ich aus. „Das werden Sie nicht,“ sagte sie wieder lächelnd; „Sie werden nicht einmal den Versuch machen.“ — „Was kann mich abhalten?“ fragte ich. Sie entgegnete: „Nächsten Sonntag wird ein Fest im Dorfe stattfinden. Alle jungen Leute werden sich an den Spielen betheiligen. Am Nachmittag ringen sie auf der Wiese um die Wette, und der härteste und gewandteste wird die Schärpe empfangen. Sie werden also, daß ich Recht habe, als ich sagte, Sie würden nicht einmal wünschen, sich um den Preis zu bewerben.“

Ich war thöricht genug, mich durch diese Auseinandersetzung getränkt zu fühlen, und erwiderte augenblicklich: „Und so wird denn, mein Fräulein, Ihre Arbeit neben dem Zinn-Service figuriren, dessen Ihr Vater gestern erwähnte. Gestatten Sie mir zu sagen, daß nach meiner Meinung dies doch jener Wirtshaus-Trophäe zu große Ehre antun heißt.“ Sie schien durch diese Worte tiefer verletzt, als ich erwartet hatte. Die Röthe flog ihr ins Gesicht, und in einem Tone von Enttäuschung, ja Kummer rief sie aus: „Sie verachten, sehe ich, das Volk und seine Vergnügungen. Ihr Stolz verachtet die fleißigen, einfach gesinnten Leute, von deren Arbeit Sie leben. Aber Geduld, Geduld!“

Es war gewiß nicht die Gelegenheit, meine Grundzüge auf philosophischem und politischem Gebiet auseinanderzulegen, und so sagte ich nur: „Ich verführe Ihnen, daß ich Niemanden verachte und verdamme, selbst den Geringsen und Niedrigsten nicht. Dennoch muß ich zugeben, daß ich Sympathien und Abneigungen habe, die aus meiner Erziehung resultiren.“ — „Aus Ihren Vorurtheilen!“ verlegte sie mit leiser Stimme. Ich wollte auf diese Bemerkung, die zu weit abflühenden Erörterungen Veranlassung hätte geben mögen, nicht eingehen und beschränkte mich darauf, zu antworten: „Ich gestehe, daß ich vorzugsweise an der Gesellschaft hänge, in der ich immer gelebt habe, und ich bin überzeugt, daß Sie dieses Gefühl theilen werden, wenn Sie einmal Ihren Platz in derselben unter Ihren lieblichsten, bewundernswürdigsten und angehängsten Mitglieðern eingenommen haben.“ — Sie schüttelte den Kopf und hauchte mit fast unhörbarer Stimme das Wort: „Niemand.“ — „Was!“ rief ich, „haben Sie nicht die geringste Begierde, mit jener feinen und geistreichen Welt, von der Ihre Erziehung Ihnen doch gewiß schon eine Idee gegeben hat, bekannt zu werden? Würden Sie nicht gerne für eine Weile Ihre einsame Heimath verlassen und das glänzende Paris aufsuchen?“ „Nein, mein Herr,“ antwortete sie; „es würde mich im Gegenstand schmerzen, meine armen Berge zu verlassen. Ich fürchte alles, was zu meinem Fortzuge von hier führen könnte.“

Mir fiel diese Entgegnung nicht ganz; denn es war klar, daß, wenn Mademoiselle de Malpeire auf ihrem Entschlusse, ihre alte Heimath zu verlassen, bestand, ich alle Aussicht hatte, ihr Gemahl zu werden, sei es auch nur aus Mangel an jedem anderen passenden Verehrer. Ich sah auch Stürme voraus, die wahrscheinlich die glänzende Zukunft, die ich sonst anderswo für sie geplant hätte, leicht verbunfeln würden; und die Idee, mit einer so liebreizenden Gefährtin in einem so abgelegenen Erdwinkel zu leben, war mir durchaus nicht unangenehm. „Sie mögen Recht haben,“ sagte ich nach kurzem Stillschweigen, „es ist vielleicht wahre Weisheit, die friedliche Ruhe, deren Sie sich hier erfreuen, jedem anderen Leben vorzuziehen. Ueberall anders, wo möchte Ihr Leben von Ereignissen getrieben werden, vor denen menschliche Voraussicht nicht zu schützen vermag. Wenn die Revolution nicht Halt macht, was wird dann das Schicksal jener glänzenden, gebildeten und vornehmen Gesellschaft sein, von der ich soeben sprach? Ein Leben in tiefer Abgeschlossenheit würde weit besser sein, als Augenzeuge der Zerstörung und des Verfalls jener alten französischen Gesellschaft, der das neue Regime schon so fürchterliche Stöße beigebracht hat, werden zu müssen. Ihre Reizen sind schon gelichtet; der Adel wandert aus oder zieht sich in die Provinz zurück. Man würde jetzt in Paris kaum noch einen einzigen Salon geschlossener und mancher aristokratischer Haus verlassen finden. Unter solchen Umständen könnte ich mich leicht entschließen, die große Welt aufzugeben und das Leben eines einfachen Landbesitzers zu leben.“

„Sie, mein Herr!“ verlegte sie schnell. „Sie könnten das nicht thun. Sie würden wie meine Mutter stets den Mangel der Feste, Bälle, Besuche, Kartenpartien und all der Vergnügungen, an die Sie gewöhnt gewesen

sind, beklagen.“ „Es würde nur von Ihnen abhängen, mich nichts in der Welt vermissen zu lassen,“ rief ich in leidenschaftlicher Bewunderung aus. Sie rißte auf das äußerste Ende der Bank, auf der wir saßen, und zuckte die Schultern mit einer verächtlichen, trohigen Miene, die jedes andere Weib höchlich gemacht hätte, sie aber um so reizender erscheinen ließ. Ohne weiter Notiz von mir zu nehmen, schloß sie ihren Arm auf das Gitter der Terrasse und schaute träumend hinaus in die Landschaft. Pflöchlich sah ich sie erröthen bis zu den Wurzeln ihrer Haare und konnte fast durch das Muslittuch, das ihre Schultern verhüllte, das Klopfen ihres Herzens wahrnehmen. Lebend vor Erregung lehnte sie gegen das Gitter, ohne im Uebrigen ihre Stellung zu verändern. Von Neugierde getrieben, sprang ich auf und stellte mich spähend hinter sie, um über ihre Schultern hinweg die Ursache ihrer Aufregung zu erblicken. Aber vergeblich schaute ich nach jeder Richtung. Niemand war am Fuße der Schlossmauer sichtbar, überall herrschte Ruhe und Stille.

Alles dies dauerte nur einen Augenblick. Mademoiselle de Malpeire schloß tief Athem und barg ihr Gesicht in ein Taschentuch. Als sie das Tuch entfernte, war die brennende Röthe von dem Gesichte gewichen. Sie wandte sich zu mir mit kaltem, stolzem Blick, der bewies, daß sie nicht glauben mochte, ich habe etwas bemerkt. Es schlug zwölf Uhr, und die Diner-glocke läutete; ich bot Mademoiselle de Malpeire an, sie zum Hause zurückzuleiten, aber sie dankte unter dem Vorwande, daß sie auf dem Wege durch den Garten noch einige Blumen pflücken wolle. An der Thüre der Halle trafen wir wieder zusammen. Sie machte mir eine Verbeugung, legte leicht die Spitzen ihrer Finger auf meinen Rockärmel, und so betrat ich zusammen den Salon.

Während der Mahlzeit berührte unsere Unterhaltung bald wieder die politischen Ereignisse. Der Baron erwiderte, daß durch die wandernden Handwerker und jene arbeitscheuen Tagelöhner, die alle Jahrmärkte und Messen besuchen, um dort in den Bettelkämpfen und Ringkämpfen die Preise zu erhalten, die Nachrichten von dem Aufstande und den Forderungen des Volkes in der Hauptstadt schon bis in die entlegensten Thäler gedrun-gen sei und eine bedeutliche Erregung verursacht hatte. Nützlich war an einem Orte das Gerücht ausgesprengt worden, die Nationalversammlung habe die Niederreife aller Burgen und Schlösser des Adels dekretirt. Sogleich hatten sich die Bauern zusammen-gesetzt und das Schloß Maus-fane, ein leicht zugängliches, modernes Gebäude, zerstört. Am folgenden Tage kam ein Theil des Regiments Bourgoigne an; aber schon vor Alles vorüber. „Es sind schwierige Zeiten,“ schloß der Baron, „aber ich fürchte nicht, daß es das erste Mal, daß in Frankreich Parteitkämpfe ausbrechen. Diese alten Mauern sind mehr als einmal von den Hugonoten belagert gewesen, aber sie sind nie übergeben worden.“

Nach Tisch ging der Baron zu einem Jagdtreuzer und ich blieb mit Frau von Malpeire allein; denn ihre Tochter hatte sich in ein nebenanliegendes Boudoir zurückgezogen, dessen Thüre halb offen blieb. Als die Baronin lächelnd nach dem Erfolge des morgendlichen tete-a-tete fragte, konnte ich nicht umhin, meine Niedergeschlagenheit einzugehen. Zugleich durchdrachte mich die Erinnerung an des Mädchens unerklärliche Verwirrung, und unwillkürlich kamen mir die Worte auf die Lippen: „Sollte nicht ein glücklicher Mann, als ich, Ihrer Tochter Zuneigung schon gewonnen haben?“ „Werther Herr,“ rief Frau von Malpeire verwundert aus, „zehn Meilen im Umkreise giebt es keinen Mann, an den ein Mädchen wie meine Tochter denken könnte. Niemand kommt hierhin, als einige alte Freunde des Barons, die zuweilen nach einem Jagdtage mit-sprechen, alle ausgezeichnete Leute, ohne Zweifel, und von fiedeloser Geburt, aber keineswegs unterhaltende Gesellschafter.“

Während so Madame von Malpeire meine Befürchtungen lächelnd wider-legte, fiel mein Auge zufällig auf einen prächtigen ovalen Rahmen, der einen erhmlichen englischen Stuch, „Clar-risse Harlowe, ihres Vaters Haus ver-lasend“, umgab. Der Baronin Blick folgte dem meinen, und mit ihrer ge-wohnten Gewandtheit kam sie meiner Frage zuvor. „Sie denken, es sei für den einfältigen Stuch zu viel Ehre, in einem solchen Rahmen zu hängen. Als ich im ersten Jahre meiner Ehe hier so einfach saß, daß ich fast krank wurde, bestellte der Baron zu meiner Zerstreung einen italienischen Maler, der auf einem der Nachbarschlosser beschäftigt war, hierher, um mein Portrait zu malen. Da ich nur Pastellgemälde liebe, ließ er aus Paris eine Schachtel bunter Stiche und diesen Rahmen kom-men. Der Italiener aber blieb drei

bis vier Monate aus, und als er zu uns kam, war ich zu unwohl, um mehr als einmal ihm sitzen zu können. Gleichwohl gab er seine Arbeit nicht auf, und bald nach meiner Genesung überraschte mich der Baron mit einem Bilde, das der geschickte Maler auch nach einem einmaligen Blicke fertig-gestellt habe. Ich erschrock wirklich zurück, denn der jämmerliche Mensch hatte mich in Del gemalt und dabei die geschmackvolle Idee gehabt, mich als Kömerin oder Türkinn — ich weiß selbst nicht, welches von beiden beab-sichtigt war, — mit einer gelben Dra-perie um die Taille und einem Turban auf dem Kopfe darzustellen. Ich lagte meinem Gemahl, daß ich das Bild nicht ansehen könne und es mit seiner Erlaubniß auf den Speicher senden werde. Der Rahmen blieb, wo er war, und Boinet placirte diesen Stuch hin-ein. Die Schachtel mit den Stichen schloß ich weg, in der Hoffnung, daß ein anderer Maler des Weges kommen werde. Aber kein Künstler kam, und so nimmt noch jetzt die schreckliche Cla-risse meinen Platz ein.“

„Vielleicht würden Sie mir gestat-ten, Ihr Bildniß zu zeichnen; ich kann ein wenig porträtiren,“ wagte ich zu sagen. „Nein, nein. Ich danke Ihnen sehr; aber es ist jetzt zu spät,“ ant-wortete sie mit einer Art melancholischer Lebhaftigkeit; „mit zwanzig, in meiner Tochter Alter, sollte eine Frau ihr Portrait aufnehmen lassen; ihr Bild möchte ich in jenem Rahmen setzen.“ „Wenn sie mir sitzen will,“ rief ich, über den Wind entzündet aus, „so will ich gleich morgen beginnen.“ „Warum nicht heute,“ meinte Frau von Malpeire; „wir brauchen es nur meine Tochter wissen zu lassen.“ Und durch ein Zeichen forderte sie mich auf, ihr in das Boudoir zu folgen. Mademoiselle de Malpeire stand lesend neben dem kleinen Bücherregale des Baile d'Herbelay. Bei unfrem Ein-tritt warf sie rasch das Buch zur Erde, aber ohne es verbergen zu wollen. Als ihre Mutter ihr sagte, daß ich ihr Bild zeichnen werde, betundete sie wieder Freude, noch Abneigung, sondern sagte, indem sie ihre langen, blonden Loden drehte, lakonisch: „Ich bin parat.“ „Nur nicht so rasch, mein Fräulein,“ rief Frau von Malpeire; „ich muß Dich wie eine Schärferin geliebet sehen, und Dein Haar muß gepudert werden.“ „Sehr wohl, Mama,“ ant-wortete sie mit einem Blick voll Resig-nation.

„Geh mit Boinet auf Dein Zim-mer,“ fuhr Frau von Malpeire fort, „und während Du Dich ankleidest, will ich hier Alles in Ordnung bring-en.“ Ich blieb allein in dem Bou-doir und konnte der Versuchung nicht widerstehen, nachzusehen, in was für einem Bude Fräulein von Malpeire gelesen hatte. Es war Rousseau's Nouvelle Heloise. Ein Satz der Vor-rede des Werkes fiel mir ein: „Das Frauenzimmer, das es wagen wird, dieses Buch zu lesen, ist so gut wie verloren.“ Dem Himmel sei Dank, dachte ich, daß wir keinen St. Preux hier haben. Ich war zu jung, zu ge-bildeten und so fangethig, um ernst-licher über die Entdeckung nachzuden-ken. Den Band legte ich wieder an seine Stelle und bedauerte nur, daß der Zufall ihn in Mademoiselle de Malpeire's Hände gespielt hätte.

Frau von Malpeire war, wie alle gewöhnlich müßigen Leute, wunderbar läthig, wenn sie einmal eine Sache aufgegriffen hatte. Unter ihrer Lei-tung verwandelte das Boudoir sich bald in ein Atelier; die Schachtel mit den Stichen, die Bogen Zeichenpapier und alle die Gegenstände, die ur-sprünglich dem italienischen Künstler zum Gebrauche bestimmt gewesen, wa-ren herbeigebracht. Mademoiselle de Malpeire war gekleidet und frisirt, wie ihre Mutter es gewünscht hatte, sah aber all diesen Vorbereitungen höchst gleichgültig zu. Als die Anord-nungen getroffen waren, meinte sie, es sei zu spät, noch am selben Tage zu beginnen. „Du hast Recht,“ erwiderte ihre Mutter, „überdies ist es Zeit für unsere Gouter, schelle, damit Boinet uns Kuchen und Früchte fendet.“ Die Früchte, von denen Madame de Mal-peire sprach, waren solch kleine gelbe Pfirsiche, wie ich sie heute Morgen hier gesehen. Mademoiselle Boinet schälte sie auf der Spitze einer Gabel, theilte sie mit einem silbernen Messer in vier Theile und schüttete Wein und Zucker darüber. Als Madame de Malpeire mir von den so präparirten Früchten redete, sagte sie: „Dies ist das einzige Obst, das hier reift.“ „Es ist ausge-zeichnet,“ antwortete ich mit Ueberzeu-gung. „Sie sind sehr freundlich, so zu sprechen,“ war der Baronin Ent-gegnung; „ich finde diese Pfirsiche aber ungenießbar, wenn Boinet sie nicht mit Wein und Zucker zubereitet. Die Jungfer ist ein wahrer Schatz für mich. Ich wollte sie wohl schon an ei-nen der Dorfbewohner verheirathen, den ich, nachdem sie ihn etwas abge-schiffen, zu einem höhern Diener ge-macht hätte. Aber sie konnte sich nicht entschließen, einen dieser bröckigen Burschen zu heirathen.“

„Wirklich, Mama,“ rief Fräulein von Malpeire mit plötzlicher Lebhaftig-keit, „es wäre eine zu große Ehre für die Jungfer gewesen. Diese droh-lichen Burschen, wie Du sie nennst, sind freie unabhängige Menschen, während Boinet's Stellung die eines Mieth-lings ist.“ „Das bedeuten solch schöne Phra-sen!“ fragte lächelnd Frau von Mal-peire; „woher hast Du solchen Unfinn

gelernt? Laß mich Dir sagen, daß Mademoiselle Boinet's ausgezeichnete Führung und gewandte Manieren sie lange über das, was Du als eines Miethlings Stellung bezeichnest, erho-ben haben. Sie hätte sich gewiß in der sozialen Stufenleiter herunterge-lassen, wenn sie einen Mann, der an Erziehung und Geist unter ihr steht, geheirathet hätte, einen von diesen un-geschickten Dörflern, die Du freie, un-abhängige Menschen nennst.“

Mademoiselle de Malpeire erröthete heftig bei dieser Zurechtweisung und beugte den Kopf, um ihren Keger zu verbergen. Ich war erlaunt darüber, dachte aber damals nicht weiter. Hätte ich es gethan, ich hätte erkennen müs-sen, daß die Erziehung, die sie sich selbst gegeben, eine unüberschreitbare Kluft zwischen uns gegründet hatte. Für sie und für mich wäre es besser gewesen, wenn ich an jenem Tage Schloß Malpeire verlassen und jeden Gedanken an das reizende Mädchen aufgegeben hätte; vielleicht würde es vor dem Schrecklichen, das seiner harte, benachtert worden sein. Aber ich blieb, und sein Schicksal war be-segelt.

6. Kapitel.

Das Fest des h. Lazarus.

Herr von Champazart pausirte nach diesen Worten und blickte traurig auf das Bild; dann fuhr er fort: „Ich nahm das schnell eingerichtete Atelier in Besitz und vollendete in drei oder vier Tagen das Portrait.“

„Unter das Deine Anfangsbuch-staben gesetzt hast,“ fügte mein Onkel hinzu; ich habe oft das M und C in der unteren Ecke bemerkt.“

„Das Bild wurde keineswegs ein Meisterstück, — nahm der Marquis seine Erziehung wieder auf — war aber von überraschender Ähnlichkeit. Da die Baronin ungeduldig war, das Portrait vollendet zu sehen, dauerten die Sitzungen mehrere Stunden. Fräulein von Malpeire nahm in dem Kos-tüm, das ihr hier abgebildet steht, mir gegenüber Platz, blickte mich gewissermaßen trohig an, kreuzte die schönen Arme über die Brust und blieb bewegungslos in der ihr vorgeschrie-benen Stellung. Begierig, die Fort-schritte des Werkes zu sehen, war Frau von Malpeire stets zugegen und pflegte mit erbeiterndem Eifer ihrer Tochter zuzusehen. „Lächle doch, Kleine, lächle doch!“ Aber trotz der mütterlichen Mahnungen saß die junge Dame unerändert stolz und schwei-gend da, bis sie nach und nach in stille Träumereien versank; dann schien in den Augen ein sanftes Feuer, und un-bewußt drückte sie ihren Wüden das bezaubernde Lächeln auf, welches ich in dem Portrait wiederzugeben ver-sucht habe.

Zwei oder drei Mal während dieser Sitzungen blieb ich für eine Weile mit ihr allein; dann änderte sich sogleich ihre Haltung. Mit einem Blick voll stolzer Reserve, der andeutete, daß jeder Versuch einer Unterhaltung ihr unangenehm sein werde, wandte sie das Gesicht halb von mir ab. Aber so verließ ich und so fangethig war ich, daß ich noch hoffte, ihre Abneigung überwinden und in Gegenliebe ver-wandeln zu können.

Der Baron wußte nicht, daß ich seine Tochter porträtirte; Frau von Malpeire gedachte ihm eine Ueber-raschung zu bereiten. Die Wahrung des Geheimnisses war nicht schwer, da der alte Edelmann den ganzen Tag über dem Waidwerke oblag. Als mein Werk vollendet war, bestellte ich es in den Rahmen und hing es selbst im Salon auf, dem Sessel gegenüber, in welchem der Baron nach dem Abendessen einzuschlummern pflegte. Mademoiselle Boinet plünderte den Garten, um eine Guirlande in Form von zwei M, überschattete von einer Grottenkante, über dem Bilde anzubringen. Die kluge Dienerin hatte sich erinnert, daß mein Taufname Maximin war. „Welch reizende Idee!“ rief die Baro-nin entzückt. „Gewiß, Mama,“ fiel ihre Tochter rasch ein; „diese beiden M bedeuten Maria von Malpeire.“

In diesem Augenblicke trat der Bar-on ein. „Welch wundervolles Bild!“ rief er lächelnd. Frau von Malpeire weidete sich an seinem Erstaunen; dann aber fragte sie ihn lächelnd: „Möchtest Du nicht den Namen des Malers wissen?“ „Sicherlich, mein Herr; denn ich schäme ich mir wirklich großen Dank.“ „Hier ist er,“ rief die Baronin, mich an der Hand voran-führend; „seine Bescheidenheit hindert ihn, voranzutreten.“ Der gute alte Herr umarmte mich herzlichst und sagte in scherzhaftem Tone, durch den aber eine tiefe Rührung unternehmbar durchklang: „Wohlan, wir tauschen. Ich gebe Ihnen das Original, und Sie lassen mir diese Copie.“ Zugleich wandte er sich zu seiner Tochter, um ihre Hand zu ergreifen und in die meinige zu legen; aber diese hatte sich mit niedergeschlagenen Augen hinter ihre Mutter geborgen. „Nun, Sie haben mein Versprechen, und das ist genug,“ fügte der alte Herr ernsthaft hinzu.

Nach Tisch sagte er zu seiner Gat-tin: „Morgen ist das Fest des h. La-zarus, des Orispatrons. Schon sind viele Leute angelangt; als ich von der Jagd heimkehrte, sah ich Zigeuner, Werdehändler, Budenbesitzer und Hausierer nach dem Marktplatz zusam-menströmen. Wenn morgen die Be-wohner der benachbarten Orte dazu kommen, wird die Menschenmenge eine sehr große sein. Früher“ setzte er zu mir gewandt, hinzu, „war es

brauch, daß die Schloßherrin oder die Tochter mit einem der jungen Männer des Dorfes den Festball eröffnete. Meine Tochter hat voriges Jahr die alte Sitte wieder aufleben lassen; aber dieses Jahr wird man anders handeln müssen. Wir werden nur zu der Pfarrmesse in's Dorf hinabgehen.“ — „Wie, werden wir nicht den Preis-spielen beiwohnen?“ rief Fräulein von Malpeire aus.

„Nein, mein Kind,“ antwortete ihr Vater in entschiedenem Tone; „die Preise sind nicht, wie sie früher waren, und wir dürfen nicht an einem Orte verweilen, wo man uns die ge-bührende Achtung verweigern könnte.“ — „Du wirst doch nicht etwa den Aus-fall des Balles bedauern,“ sagte mit leisem Tadel in der Stimme Frau von Malpeire; „reizende Tänzer, diese schwindenden, schwer athmenden Bur-schen, die, wie mitten im Winter, in Röde von didem grünen Tuch geklei-det sind! Und erst die schweren, plumpen Schuhe!“

„O Mama, was bedeutet die Klei-dung?“ rief mit einer, vor unterdrück-ter Erregung vibrirenden Stimme Mademoiselle de Malpeire; „an den Leuten ist nichts gemein als die Röde. Ihre einfachen Sitten sind unserem hoffenden Raffinement vielleicht vorzu-ziehen, und trotz mancher Eigenthüm-lichkeit, über die Du spottest, ist ihre Gesellschaft wohl erträglich.“ — „Wie-leicht in der freien Luft,“ verlegte mich gelangweilt lächelnd die Baronin.

Ich erinnerte mich der blauen Schärpe und fragte den Baron: „Wird nicht der Sieger den Preis von Fräulein von Malpeire's Händen erhalten?“ — „Er wird nach Beendigung der Spiele hervorkommen,“ war die Antwort; „Frau von Malpeire wird ihn und seine Genossen unten in der Halle empfangen. Das jetzt uns teinen Insulten aus.“ — Der Baron führte seine Frau in den Salon. Einen Augenblick blieb ich mit Fräulein von Malpeire zurück und küßte ihr tief bewegt zu: „Morgen wird Ihre Mut-ter Ihnen mittheilen, was wir bespro-chen haben. Mein Glück hängt von Ihrer Antwort ab. Nur Ihre freie Einwilligung kann mich glücklich ma-chen.“ — Sie schrak zurück, blickte mir stark an's Gesicht und sagte leise vor sich hin: „Wie! so bald?“ — „Verge-ßen,“ rief ich schmerzlich erregt, „das Uebermaß meiner Liebe rechtfertigt.“ — „Denken Sie daran, mich gegen meinen Willen zu heirathen?“ sagte sie kalt. — „Meine einzige Antwort war eine leidenschaftliche, verzweiflungs-volle Gebärde.“ Sie wollte wirklich so weit gehen? rief sie entzückt; „nun wohl, die Zeit wird es lehren!“

Früh am nächsten Morgen schickte mir uns an, zur heiligen Messe zu gehen. Mademoiselle de Malpeire war in größerer Toilette als gewöhn-lich; sie trug ein Kleid von gestreifter Seide und einen kleinen Strohhut von dem lange Bänder über ihren Rücken herabhängen. Ihr ruhiges Wesen überraschte mich anfangs, wurde mir aber sogleich erklärlich, als die Baro-nin, die in prächtigen indischen Atlas gekleidet war, mir vertraulich zusprach: „Ich habe ihr noch nichts mit-geheißt; es hat ja keine Gile.“

Der Weg zum Dorfe ging theilweise über in den Felsen gehauene Stufen. Frau von Malpeire wurde in einem Tragessiel hinabgetragen. Der Baron führte seine Tochter, und ich ging ne-ben ihm her. Uns folgte die gesammte Dienerschaft mit Mademoiselle Boinet und dem Wildbüter Choiset an der Spitze, im Ganzen ungefähr ein Duzend Leute. Vor der Kirche stan-den Gruppen von Bauern in ihren Sonntagskleidern; weiter abwärts auf dem freien Plage, wo der Markt ge-halten werden sollte, wogte eine noch zahlreichere M. e. Als der Baron mit seiner Familie erschien, richteten sich Aller Augen auf uns, und für einen Augenblick herrschte völlige Stille. Die Menge machte Raum, um uns durchzulassen, aber nur einige der älteren Männer zogen die Hüte ab zum Gruße. Trotz der neulichen An-griffe auf die Vorrechte des Adels erstrahlte noch in der alten Partrische der abgeschlossene Stuch für die Schloß-herrschaft. Es war eine schöne Arbeit von dunkeln Eichenholz, übertrag von dem geschickten Wappen der Malpeire mit der fähnen Devise in altem Pro-vençalisch: „Fucro un degum“ — „Nur Einer ist höher.“ An einem Pfeiler bemerzte ich eine Stiderei, die ex voto dort aufgehängt zu sein schien. Trotz der kunstlosen Ausfüh-rung konnte man die dargestellte Scene leicht erkennen. Ein Leichen-zug hielt am Fuß von Malpeire; auf einem Felsenvorsprunge stand die Bahre, und neben ihr blickte ein Prie-ster mit in die Höhe gehobenen Hän-den starr auf das junge Mädchen, das sich gerade aus dem Sarge empor-gerichtet hatte. Madame de Malpeire sah, daß ich das Erinnerungsbild betrachtete, und küßte mich lächlich nehmthörsollem Blicke auf ihre Toch-ter mir zu: „Man hätte sie fast leben-dig begraben.“ — „Und Gott gab sie Ihnen auf wunderbare Weise wieder,“ verlegte ich bewegt; „dies Bild ist ge-wiß ein Dantesgedicht?“ — „Ich selbst habe es gezeichnet,“ entgegnete sie; „ein ganzes Jahr habe ich daran gear-beitet.“

Der Baron nahm seinen gewöhn-lichen Platz ein, ihm zur Seite seine Frau und seine Tochter, neben welsch leiteter er durch eine Handbewegung mir meine Stelle anwies. Die Diener-schaft kniete auf einem Teppiche et-was hinter uns. So bildeten wir eine

besondere Gruppe zwischen dem Mar und dem Schiffe der Kirche. Sobald wir Platz nahmen, erhob sich trotz der Heiligkeit des Ortes ein ungrüßliches Gemurre. Auf der Baronin vermun-derte Frage, was diese guten Leute eigentlich wünschten, antwortete Ma-demoiselle de Malpeire: „daß Jeder zu Gott bete ohne Auszeichnung und Rang.“ Der Baron war bleich vor Erregung und blickte mit entschlossener Miene auf die Menge. Glücklicher Weise erschien jetzt der Priester am Altare, und Alle knieten lautlos nieder. Nur ungefähr ein Duzend junger Männer drängte sich neben des Barons Sitz, und der alte Herr flüsterte mir zu: „Sie haben ein Recht dort zu stehen. Seit unverdenklichen Zeiten nimmt der Abbat, das heißt der erste dieser jungen Leute, am Lazarusfeste diesen Platz ein.“

Diese Männer trugen alle grüne Laubzweige auf dem Hut und eine Art von Schärpe über dem kurzen biden Rod, der der Baronin Geschmack so wenig zufagte. Es waren meist kräf-tige, hohe Gestalten; namentlich war der Abbat der Mustertypus physischer Stärke und erinnerte unwillkürlich an die Gestalten der alten Gladiatoren. Auch unterschied seine Kleidung sich ein wenig von der seiner Genossen, in-dem er eine leichtere Jacke und statt der Zweifelhäutigen lederen Samakchen trug. Als der Augenblick zur Ver-kündung der demnachst stattfindenden Trugungen herantam, las der Priester mit lauter Stimme: „Ein Eheberedern hat stattgefunden zwi-schen dem edlen Herrn Maximin de Nouville, Marquis von Champaubert, und dem gnädigen Fräulein Madeleine Marie de Malpeire.“ Bei der Nennung dieser hochklingenden Titel erhob sich von Neuem ein lautes Gemurre in der Kirche. Befragt blickte ich auf Mademoiselle de Malpeire; aber sie kniete ruhig da, nur war sie auffal-lend blaß, und ihre Hände zitterten ein wenig. „Sei nicht erregt, mein Kind,“ küßte ihr lächlich die Mutter zu; es ist gewiß kein Anlaß, überaus zu sein.“ „Ich bin vollkommen ruhig,“ antwortete sie mit fast versagender Stimme und wandte den Kopf ab.

Ich sah nichts mehr, bemerkte nichts mehr; und doch bin ich überzeugt, daß Mandes geschah, was mir hätte die Augen öffnen und die Gegenwart eines Nebenbuhlers anzeigen müssen. Nach Beendigung der Messe forderte mich der Baron auf, meine Braut aus der Kirche zu führen, und ich that es mit klopfendem Herzen. Draußen har-te unser die Menge, und die jungen Bauern, mit dem Abbat an der Spitze, kamen auf dem Baron zu, den sie in Provençalisch hatois einladen, den Spielen beizuwohnen. „Das ist ganz schön aus der Ferne,“ wandte sich die Baronin an ihre Tochter; von der Terrasse aus können wir alles an-sehen. Aber wir müssen den langen Menschen und seine Freunde einladen, heute Abend auf dem Schlosse ein Glas Wein zu trinken und die Schärpe, die Du gestiftet, in Empfang zu nehmen. Doch sie verstehen nicht Französisch; willst Du, mein Lieblich, das Roth-wendige ihnen mittheilen?“ Mein Vater hat es schon gethan,“ verlegte Fräulein von Malpeire kalt. „Dann laß uns möglichst rasch aus dem Mob herauskommen suchen,“ rief die Baro-nin, ihren Tragessiel besteigend. Wir waren wirklich unangenehm dicht in die Menge eingekleidet, die auf uns zu drängte, ohne uns gerade vor zu begeben.

Ich nahm der jungen Dame Arm und suchte sie aus dem Gedränge zu führen; aber sie machte sich plötzlich los, wandte sich an den Abbat und sagte ihm: „Geh vor uns her, Pina-tel!“ Der Kolof gehorchte und er-zwang uns, Leute zur Seite schiebend und stoßend, einen Weg durch die Menge. Sobald wir aus dem Dorfe waren, wendete er sich um und lehrte, ohne ein Wort zu sagen, zu seinen Genossen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sieg der deutschen Sprache. Aus Riga wird berichtet: Als man die deutschen Schulen der Ostseeprovinzen rufführte, da wurde anfangs aus den Elementarschulen, wie überhaupt den unteren Bildungsanstalten die deutsche Sprache vollständig verbannt. All-mählich indes erwies es sich, daß bei der Stellung, die das Deutschthum in den Ostseeprovinzen einnimmt, diese Anordnung auf die Dauer nicht durch-zuführen sei. Ohne Kenntniß des Deutschen kann man in den Ostseeprovinzen nicht anfangen. Es wurde deshalb Gesuche von russischer und lettischer Seite an den Kurator gericht-lich, die darin gipfelten, man möge das Erlernen der deutschen Sprache den unteren Klassen erlaßern. Die Re-gierung wollte anfangs nichts von der Sache wissen, sie hat sich aber genö-thigt gesehen nachzugeben. In den Elementarschulen der baltischen Städte wird von nun an regelmäßiger deut-scher Unterricht erteilt werden. Verschiedene Stadtverordnetenversammlungen haben sich deshalb mit den Einzelheiten dieser Aenderung bechäftigt, die im Prinzip natürlich allert-halben angenommen wird. Die Er-zugung ist an sich gewiß nicht groß, aber sie beweist doch eines, daß die deutsche Kultur und deutsche Sprache am baltischen Gestade noch nicht vernichtet sind.

Das Genie erfindet, das Talent findet, der Plagiator sammelt.